


**Nr. 152.** **Bromberg, den 15. September** **1925.**

# Die Flamme der Welt.

Roman von **Guido Kreutzer.**



(4. Fortsetzung.) 

4.

Dr. Hans Torunn hatte die Vormittagsstunden seines Ankunftstages auf Warrischken dazu benutzt, die Koffer auszupacken, die ihm ein Knecht, der später auch den Dwirratsch wieder zum Bahnhofswirt fuhr, hinaufgeschafft. Dann zog er sich um, stellte durch einen Blick auf die Uhr fest, daß noch eine halbe Stunde bis zu Tisch Zeit blieb, zündete sich eine Zigarette an und wanderte in den beiden Zimmern umher, die nun für die nächsten Monate sein Heim bilden sollten.

Wenn er noch an die letzten zwei Jahre seines Berliner Aufenthalts dachte und an die öde gasthofsmäßige Unpersönlichkeiten der Räume, die er da in einer sogenannten vornehmen Pension in der Kaiserallee bewohnt hatte, also einfach verheerend! Nee — da war das hier doch eine andere Sache. Nichts in diesem alten Raubritterkasten von dem berüchtigten „Komfort", von der landläufigen billigen „Eleganz". Kein Vakuumreiniger, kein selbsttätiger Lift, keine Warmwasserversorgung, kein elektrisches Licht. Aber in seinem Wohnzimmer hing eine ganz unwahrscheinlich schwere Kerzenkrone aus Geweih-Abwurfstangen unter reichlicher Verwendung gehämmerten Eisens, wie man so was hin und wieder noch in nicht mehr bewohnten Jagdschlössern trifft. Und alte klobige nachgedunkelte Eichenmöbel mit wundervollen handgeschnitzten Medaillons. An den Wänden aber unter glatten Goldrahmen vergilbte Holzschnitte und rührend-naive Kupferstiche mit wunderlichen Unterschriften. Hier zum Beispiel: In phantastischer Waldlandschaft ein bös verzeichneter Hirsch und darunter die verschnörkelte Inschrift: „Anno 1700 im Monath August haben Se. Hochfürstliche Durchl. Alexander Sigismund Herzog zu Pfalz und Bischoff zu Augsburg in hiesiger Forst diesen Hürsch lebendig gefangen dessen Farbe war an Kopf Hals Leib Laeuffen weis das andere Rehefarbe mit dunklen kleinen Flecken die Schalen an allen vier Laeuffen war die Helfte weis und die die andere schwartz und ist selbiger von dem Hn. Wilh. von Hamelton nach dem Leben gemahlet worden" ... Oder darüber das Gegenstück: fast die gleiche unruhige Waldlandschaft. Der Hirsch aber trug ein Geweih, dessen Stangen wild durcheinander wucherten und dessen in plumpen Wülsten auslaufende Enden abwärts gebogen waren. Und darunter stand: „Anno 1641 im Monath September: Ist dieser Hürsch von 23 Enden bei dem Jagthaus Rosengrund in hisiger Forst von dem Gans Edlen Herrn Erdmann Christophorus Fabian von Laar selbst geschossen worden. Er war von Farbe teufelsschwartz, besonders der Kopf am schwartzesten aber die Lufer" ... Und dazwischen ein paar Schattenrisse: eine Hühnerjagd nach einem Kupfer des berühmten Engländers Richard Ausdell, der Torso eines Jagdfrieses .... — mußten von jeher hirschgewaltigeweidgerechte Nimrode gewesen sein, die Erbgesessenen aus dem Clan der Herren von Laar! Und doch mochte es noch keine zwei Stunden her sein, daß ihm eine dieses Namens und dieses Geschlechtes kühl ablehnend gestanden hatte, sie sei jagdlich zu wenig durchgebildet, um zu beurteilen, ob der Schlumschütze da draußn in dem Forst nun wirklich so unverantwortliche Aasjäverei getrieben. Und ihr Vater, der Geheimrat, hatte für solchen Schandkerl von Gutsförster kein Wort der Empörung und des Verweises gehabt; hatte sogar davon Abstand genommen, sich in diesem Falle ein Richteramt anzumaßen — „anzumaßen" — wo er, wenn auch sozusagen in Vertretung seiner Tochter, der Gutsherr war!

Aber den Deuwel auch — was ging das ihn an? Er war nicht der Beichtvater dieses Hauses; er hieß Hans Torunn, hatte einen Doktor rer. pol. gemacht, ein paar Semester Landwirtschaftliche Hochschule und Universität heruntergerissen, sich auf unterschiedlichen Gütern, Rittergütern, Kammergütern und Standes-Herrschaften des ostpreußischen Vaterlandes herumgetrieben und wollte sich auf dieser großen Musterwirtschaft lediglich noch den letzten Schliff holen — ehe er selbst sich irgendwo hier zwischen Memel und Weichsel ankaufte und seiner ganzen zigeunermäßigen Vergangenheit kaltlächelnd die Tür vor der Nase zuschlug. Und wie sich die junge Martine von Laar — in der das Ahnenblut von 600 Jahren aufbegehrte und gegeneinander stritt und sie vielleicht schon vor der Zeit müde und mürbe machen würde — wie die sich mit ihrem Leben abfand, das sollte ihm später einmal, weiß Gott, gleichgültig sein!

So redete er sich ein und wandte sich von den holzgeschnittenen Zeugen glorreicher Weidmannsgeschichte ab und stieß den verglimmenden Zigarettenstummel zornig in den Aschenbecher und trat zum Fenster, davor weiße, geraffte mit schwarzem Seidenband durchflochtene Gardinen blühten. Schön war der Anblick von hier aus, darin hatte ihm Fräulein von Laar nicht zuviel versprochen. Unter ihm wiegten sich in leis krüselndem Flachlandwinde die Wipfel der Parkbäume, die gerade bis zur Höhe seines Fenstersimses reichten. Und ließ man das Auge schweifen, dann reckten sich draußen schier unübersehbar die Roggenbreiten und Weizenschläge, über denen schon der lichtgrüne Schimmer der Wintersaat lag.

An einem Bache flimmerte und glitzerte es von den Kätzchen der Korb- und Salweiden, und die Kuckucksnelke brannte schon in zartem Rosa; der Haselbusch dahinten läutete mit goldenen Troddeln den lieben Frühling ein, und auf dem Erlenstumpf, der sich unten am Knick des Feldweges breit machte, saß eine Drossel und drehte das feine Köpfchen hin und her und jauchzte und jubilierte und wußte sich nicht zu lassen vor Seligkeit und Daseinsfreude.

In leichten, kaum wahrnehmbaren Hebungen und Senkungen wogte das Land, bis hin zum Memelstrom, der breit und lichtüberglitzert da hinten durch das flache Land blickte. Eine Drillmaschine klapperte, ein Planwagen knarrte die Chaussee entlang, aus den umzäunten Pferdekoppeln, wo die besten Remonten gezogen wurden, schnellte mutwilliges Aufwiehern in die klingende Stille des nahen Mittags. Hinter einem Pflug stampfte ein Koffät, und wenn sich ein wandernder Sonnenstrahl in den Ketten der Gestränge verfing, dann sprühten goldene Lichter auf. Ganz in der Ferne aber dunkelte ernstschimmernder Tannenforst, grüßte still herüber, malte mit seiner gezackten Silhouette scharfe Konturen in den leichten Horizont. Lämmerwolken segelten am blaßblauen Himmel, und unter ihnen zog ein verflogener Kormoran, schickte seinen scharfen harten Kampfruf weit über die ostpreußischen Breiten.

Der Dr. Hans Torunn aber sah das alles und stand am weitgeöffneten Fenster und atmete langsam und ruhig und hatte ein tiefes, warmes Licht in den Augen. Heimat war ihm das alles hier — seine Heimat, zu der, wie zu einer Stätte verschwiegenen reinen Glücks, seine sehnsüchtigen Gedanken

immer und immer wieder zurückgewandert waren . . . wenn er da im wirren törichten Gewühl der Millionenstadt mittrieb oder des Abends von der Ruine des Heidelberger Schlosses um den Neckar die Lichter aufblitzen sah oder in den Vierdörfern des Saaletales mit sorgloser buntmütziger Studentenjugend von der „filia hospitalis“ und der „Linde im Winde“ sang oder auch mal ein paar Wochen müßig in einem Modebad vertat und im Dünensand vor einem Strandkorb lag und flaches Zeug schwatzte. Da hatte sein Heimweh immer auf der Lauer gelegen und hatte jeden seiner Gedanken umlungert und hatte ihn oft hinterrücks angefallen — daß er mitunter nahe daran war, den ganzen läppischen Kram und Studium und gesellschaftliche Beziehungen, und wie sich der Trödel sonst noch nannte, beiseite zu werfen.

Und jetzt hatte er's geschafft! Jetzt war er zurückgekehrt und stand hier am Fenster dieses alten verwitterten Wachturmes und sah die Heimat zu seinen Füßen. Und in ihrer spröden, sich selbst genügenden strengen Herbheit schien sie ihm tausendmal schöner als der aufdringliche Landschaftsprunk des Gebirges oder die müd verschlafene Melancholie der See . . . —

Es klopfte; er wandte sich um.

„Herein.“

Im Türrahmen stand der junge Lakai. Da brauchte er erst ein paar Sekunden, bis er sich in die Wirklichkeit zurückfand.

„Ach so — es ist wohl Essenszeit. Na, warten Sie draußen auf dem Gang einen Augenblick. Ich komme sofort.“

Es klang gleichgültig und fast widerwillig.

Eine Stunde später saß der Gutsherr in der glasgedeckten Veranda — die, an der Rückseite des Hauses, den Blick in den Park freigab — seiner Tochter gegenüber. Zwischen ihren korbgeflochtenen Peddigrohrsesseln stand ein weißgedeckter Bambustisch, darauf das silberne Kaffeegeschirr anmutig geordnet war. Nach jedem Schluck, den der Geheimrat nahm, kamen ein paar Züge Zigarette. Er war sie nach Tisch so gewohnt, zog sie überhaupt häufig der schweren Zigarre vor — und regelmäßig dann, wenn irgend etwas ihn nervös machte oder ein wenig aus dem inneren Gleichgewicht brachte.

Heute war es so.

Er nahm — wodurch sein Gesicht plötzlich müde und fast verfallen erschien — das Einglas heraus, putzte es mit dem großen weißen Taschentuch, klemmte es mit raschem Griff, dem man die Gewöhnung anmerkte, wieder ein.

„Und du bist natürlich wieder mal vollauf mit dir zufrieden, was Martine?“

Seine Tochter bewegte langsam den Löffel in ihrer Kaffeetasse. Erstaunt hob sie den Kopf.

„Bist du es nicht mit mir, Papa? Wie seltsam du das sagst und wie unvermittelt! Es klingt fast, als hättest du dich über mich geärgert.“

„Na Kind — das ist natürlich ein viel zu scharfer Ausdruck.“

„Also, doch geärgert, und weshalb?“

„Sag' mal, was hast du eigentlich gegen unseren neuen Volontär? Ich konnte ja vor Tisch in den paar Minuten nur wenig mit dir sprechen. Da bin ich schon insgeheim auf die Vermutung gefallen, er habe sich bei seiner ersten Begegnung mit dir nicht ganz korrekt benommen. Wenngleich ich eigentlich nicht wüßte, wie er das angestellt haben sollte.“

„Ich auch nicht, Papa, und das kommt ja überhaupt nicht in Frage. Sein Verhalten war selbstredend so, wie es sich gehört. Und ich habe auch durchaus nichts gegen ihn — woher sollte ich auch. Trotzdem stört mich etwas, stört mich mehr, als ich es dir sagen kann.“

Der alte Herr zog die Brauen hoch, ohne daß dadurch jedoch das Einglas in Gefahr geriet, herauszufallen.

„Klingt ja sehr geheimnisvoll. Darf man wissen?“

„Weshalb nicht, Papa? Ich hätte dir ja sowieso davon gesprochen.“

Nun zögerte sie doch flüchtig, dann fragte sie rasch:

„Sag' mal ehrlich — kanntest du diesen Doktor Torunn schon von früher her?“

„Keine Idee! Weder persönlich, noch dem Namen nach!“

„Aber ich! Als er mir gegenüberstand, wußte ich sofort, daß ich ihn schon mal gesehen hatte Irgendwann, irgendwo — nur es fällt mir eben nicht ein, bei welcher Gelegenheit das war. Und auch er stutzte; ich hab' es deutlich gemerkt.“

„Hättest ihn doch einfach fragen sollen!“

„Das hab ich natürlich auch getan. Aber plötzlich wollte er von nichts wissen. Augentäuschung, Personenverwechselung und so weiter. Das trifft aber alles nicht zu. Du weißt ja selbst, ich habe ein gutes Physiognomie-Gedächtnis.“

„Ja, das hast du, weiß Gott, Martine!“

„Siehst du. Und als er sprach, blieb mir gar kein Zweifel, daß ich auch seine Stimme kannte, und daß ich schon mal mit ihm gesprochen hatte. Ich bitte dich, seine Stimme hat einen tiefen und dabei doch eigenartigen weichen Klang, wie man sie bei einem Manne selten trifft. Viel häufiger bei Frauen, die an der Oper oder im Konzertsaal sind.“ —

Der alte Herr zündete sich eine neue Zigarette an. —

„Kann ich nicht beurteilen, Martine. Dazu versteh ich von dem ganzen Kunstkram zu wenig. Wenn zur Brunstzeit ein Bock schimpft oder ein Hirsch schreit, dann geht mir das bedeutend lieblicher ein, als die schönste Opernarie. Aber im übrigen hast du recht, sein Organ ist angenehm und mal was anderes. Na und, Mädel — du irrst dich bestimmt nicht?“

„Bestimmt nicht, Papa. Wir kennen uns, wir haben schon mal zusammen gesprochen.“

„Gott“ . . . gab der Vater zu bedenken . . . „das wäre gar nicht so verwunderlich. Sieh mal, zum Beispiel der Schreewen kennt ihn auch; ist mit ihm mal irgendwo bei einer gesellschaftlichen Veranstaltung vorgestellt worden. Als sie sich heute trafen, entsannen sie sich sofort. Na, und was uns anbelangt — wir unterhielten in Berlin doch an sich viel Beziehungen, und du bist vier Winter ausgegangen — da kommt man schon mit einer Menge Leute zusammen. Also vielleicht habt ihr mal irgendwo ein paar ganz belanglose Worte gewechselt.“

„So wird es wohl auch gewesen sein, Papa. Aber weshalb gibt er das nicht ruhig zu, weshalb leugnet er es so verzweifelt ab? Ich sage dir, das klang genau so, als . . . fürchtete er, ich könnte mich doch noch besinnen!“

Der Geheimrat hob schnell den Kopf, sah betroffen zu seiner Tochter hinüber. Sie saß in ihrem Sessel zurückgelehnt und hielt die Füße übereinandergeschlagen. Die Flügel ihrer edel geschnittenen Nase bebten leise.

Donnerwetter, so ließ sie sich davon beeinflussen? Seine Martine, die sonst in ihrer schönen selbstsicheren Ruhe zwischen sich und den kleinen unbehaglichen Zufällen des Lebens immer Abstand zu halten wußte? Nein — das sollte sie nicht! Überhaupt um solche Kinkerlitzchen!

Er lächelte ein wenig überlegen.

„Was sind das für Vermutungen, Kind? Überleg dir mal, auf was für Abwege dich da deine augenblickliche Verstimmung führt — fürchten, er könnte fürchten, daß du dich seiner erinnerst?! Ich meine vielmehr, das könnte jeder Jüngling eher als ein ganz unwahrscheinliches und unverdientes Glück betrachten.“

Und sah mit Erstaunen, wie über das Gesicht seiner Tochter ein feines Rot der Verwirrung flog, das er nicht verstand. Und selbst im Klang ihrer Worte zitterte eine leise Erregung, als sie erwiderte:

„Also, du wirst mir selbst zugeben, Papa — das Verhalten dieses Doktor Torunn ist einfach nicht zu verstehen! Ich aber mag solche Rolle nicht spielen; ich mag nicht in Hausgemeinschaft mit einem Mann leben, der seine Bekanntschaft mit mir verleugnen zu müssen glaubt.“

„Du meinst damit doch nicht etwa, daß . . . — Da ist doch das niederträchtige Hühnervolk schon wieder im Park! Die Sroczynska muß entschieden darauf achten, daß die Marjells die Gattertür zum Park nicht immer aufstehen lassen; sonst sollst du mal sehen, wie nachher der Rasen und die Blumenbeete aussehen! . . . — Ja, also, ich wollte sagen: du meinst doch mit deinen Worten nicht etwa, wir sollten den Doktor Torunn so quasi wieder hinauskomplimentieren? Einfach deshalb, weil sein Gedächtnis ihn in Stich zu lassen scheint?! Du, Martine, das geht nicht so einfach. Er ist der Neffe vom Oberpräsidenten unserer Provinz, und du weißt ja — sein Onkel hat mich in seinem Briefe geradezu in verbindlichster Form gebeten, ihn auf Warrischken volontieren zu lassen. Außerdem gibt es hier auf dem Lande Rücksichten und Vorbehalte, von denen du dir vorläufig noch nichts träumen läßt.

Und offen gestanden — du warst heute bei Tisch ein bißchen sehr kühl. Er hat's auch sofort gemerkt; denn du siehst ja — er lehnte es ab, mit uns zusammen den Kaffee zu nehmen. Der Vorwand, daß er noch mit dem Einräumen seiner Sachen zu tun habe, war natürlich gewollt durchsichtig. Hast du das nicht gemerkt? Doch? Na also! Und deshalb meine ich: auch wenn er dir nicht zusagt oder irgend etwas an ihm dir gegen den Strich geht, das gleicht sich alles aus. Paß auf — ihr werdet schon noch ganz gute Freunde werden.

Denn ganz allgemein gesprochen — es steckt was drin in ihm! Wie er den Duddap beim Wickel hatte und wie der herumdruckte und sich nicht zu mucksen traute . . . also allerhand Hochachtung! Und wie er uns heute nach Tisch mit unserem Kaffee abblitzen ließ — ein Mensch, der was auf sich hält und was von sich hält, der imponiert mir.“

(Fortsetzung folgt.)

# Vereinsamt.

Novellette von Emma Haushofer-Merk †.

(Nachdruck verboten.)

Seit ihr Mann sie verlassen, hatte Heddy nur den einen Gedanken: Ein Ende machen! Sie wollte, sie konnte nicht mehr leben. Ihr ganzes Sein war aufgebaut auf ihrer Liebe zu ihm und ohne ihn war sie entwurzelt, haltlos, wußte sie nicht, was sie überhaupt auf der Welt noch sollte. Erst hatte sie es ja gar nicht zu fassen vermocht, daß er von ihr fortstrebte. Wenn plötzlich die Sonne ihren Kreislauf verändert hätte, es würde sie nicht in größere Bestürzung versetzt haben, als das Furchtbare, das Unglaubliche, daß ihr Gatte eine andere liebte, daß sie ihm eine Last geworden, ein Hemmnis auf dem Weg zum Glück, das ihn lockte, daß ihre Hingebung, ihre zärtliche Anhänglichkeit ihm nur eine Qual schienen.

Allmählich dann, als sie begreifen lernte, daß alle ihre Tränen ihn nicht zurückgewannen, fand sie in ihrer großen Liebe die Kraft der Entsagung. Sie konnte ihn nicht leiden sehen. Demütig beugte sie sich dem Verhängnis und sagte: „Geh nur Heinz. Ich gebe dich frei."

Sie hatte sich nicht mehr gesträubt gegen die Scheidung und auch die Nachricht, daß er sich mit jener anderen, der Jüngeren, vermählt habe, in einem dumpfen Stumpfsinn hingenommen. Keine Rücksicht auf Kinder, auf nähere Verwandte hielt sie zurück von dem einzigen, was ihr noch blieb: Still und unbemerkt zu verschwinden. Wie es geschehen sollte, sie wußte es nicht. Nur das eine: Kein Skandal! Keine Tragödie, die Aufsehen und Neugier erweckten! Einmal war sie mit Heinz auf schwankem Steg über einen schäumenden Bergbach gegangen, damals ängstlich und zitternd. Ein Schritt, ein Sprung und man fiel in die Tiefe und alles Denken verging in dem brausenden Wirbel. „Hier wäre der Tod nur ein kurzer Moment," hatte sie gesagt, mit einem Schauder vor der wilden Kraft, die da unten tobte und donnerte. Damals hatte sie das Leben noch geliebt! Jetzt zog es sie allgewaltig zu jener düsteren Einsamkeit, zu dem schäumenden, tosenden, frühlingstollen Wasser.

Sie fuhr hinaus in das kleine Dorf und nahm sich ein Zimmer in dem schlichten Gasthaus. Von ihrem Fenster konnte sie auf den Friedhof vor der Kirche hinüberschauen, wo man die Fremde begraben würde, die auf einsamem Weg verunglückt war, um die niemand weinte.

Es war Mai. Am frühen Morgen schon hörte sie das Jubeln der Vögel. In der Sonne leuchteten die Blütenbäume. Sie saß in dem kleinen Garten, schaute in das goldige Grün und blickte den Schwalben nach, die um ihre Nester flogen. In der großen Stille kam eine wohlige Ruhe über sie nach dem wilden Herzklopfen, das sie Tage und Nächte lang gequält hatte — wie eine süße Verdämmerung aller Gedanken. War das schon der Frieden, die Vergessenheit, die sie suchen ging?

Sie ließ sich einlullen von den sanften Stimmen, die sie vernahm, dem Rauschen des Bergwassers, dem Flüstern in den Bäumen, dem Gezwitscher der Finken, dem Gackern der Hühner und vermochte sich nicht loszureißen aus dieser traumhaften Versunkenheit.

Ein paar Kinder kamen herangesprungen, setzten sich auf die Wiese, die von Schlüsselblumen leuchtete und spielten mit einer weißen Katze. Unwillkürlich, fast ohne zu wissen, was sie tat, nahm sie aus ihrem Notizbuch ein Blatt und zeichnete die kleine Gruppe. Sie war auf der Kunstschule gewesen und hatte sich zur Malerin ausgebildet, ehe sie Heinz kennen lernte und alle ihre Bestrebungen, alle ehrgeizigen Wünsche fortgeschwemmt worden waren von der Liebe. Nur selten hatte sie mehr einen Pinsel zur Hand genommen; aber jetzt erwachte ihr plötzlich die Sehnsucht: Hätte ich doch meine Farben! Die Kinder in der Sonne, die bunten Schürzen in dem hellen Grün, ringsum die Blumen — es wäre ein Bild.

An der Bleistiftstudie arbeitete sie weiter mit einem Eifer, der sie selbst verblüffte. Als die Kinder dann fortsprangen, erwachte sie erst wieder zu klarem Bewußtsein. Nun stand das Bittere, Grausame, das sie hergeführt hatte, wieder klar vor ihr.

Aber sie entschloß sich doch nicht, den Weg in die Schlucht zu gehen — den Todesweg, zu dem sie bereit gewesen.

Noch einen Tag diese Luft atmen, dieses Licht trinken, diese Maienschönheit erleben!

Seit langer Zeit schlief sie in dieser Nacht wieder fest und traumlos. Wie tastend, verblüfft über sich selbst, ging sie hinaus in das Morgengeflimmer, mit einem leise sich wieder regenden Glauben an das Leben. Wäre es möglich? Hätte es ihr noch etwas zu geben? Überschüttete es auch die Einsame, die Verlassene mit seinem Reichtum? Gab es für sie noch Möglichkeiten, ihre Tage auszufüllen?

Als wären ihre Augen heller geworden, sah sie überall reizende kleine Bilder, die sie festhalten wollte, die ihr das lange versunkene Verlangen, zu malen, erweckten.

Sie kaufte sich beim Dorfkrämer das beste Papier, aber sie schrieb auch in die Stadt: man sollte ihr Farben schicken.

Bis dahin mußte sie zeichnen! Nur schauen, schauen! Nicht denken! — In der Ferne rauschte der Wildbach, frühlingstoll, vom Bergwasser gefüllt. Es zog sie nicht zu dem schwanken Steg. — Als wäre sie zurückgekehrt in das Jugendland, fühlte sie wieder die Kraft, das Alleinsein zu ertragen, für sich selbst da zu sein!

---

# Feuer auf der Pußta.

Skizze von Heinz Liepmann.

Das ist die Pußta: wucherndes Gras ohne Strauch und Weg und Ziel; im Frühling junge, grüne Fransen, im Herbst rotbraune Garben, in denen der Leib des Pferdes fast verschwindet. Und darüber ewig blauer Horizont.

Hier ist, einzig auf der Welt, die Herrschaft des Geistes.

Die braunen Körper auf ihren Pferden, wie aus Bronze gegossen, mit den wilden, schönen Gesichtern, — das sind die Zigeuner der Pußta; die kennen keinen Herrn, als den, den sie lieben und dem sie sich bei Treffen in den abendlichen Dämmerstunden in den Höhlen des Kantschakow beugen.

Ich will die Geschichte erzählen von Elszai, dem Jungen, der seine Geliebte suchte.

Die Geschichte hörte ich das erste Mal eines Nachts in der großen Pußta; das Feuer loderte in den schwarzen Himmel, wir alle lagen neben unseren schlafenden Pferden und starrten in die prasselnden Funken. Hin und wieder sang einer leise eine der einfachen Weisen der Pußta.

Da erhebt sich ein Mann, ein ganz alter, sieht über uns hinweg in die unendliche Tiefe der duftenden Nacht und räuspert sich. Daraufhin legen wir uns bequem; er hockt sich ans Feuer, stochert mit einem langen Wanderstab darin herum und erzählt die Geschichte von Elszai, dem Jungen, die Geschichte, die seitdem in tausend warmen Nächten tausend alte Zigeuner den jungen erzählen.

„Elszai, der Junge, hatte eine Geliebte; sie hieß Siril und wohnte bei ihrer Mutter in Munkalow, in der Pußta. Siril, so sagt man, war schön, unberührt und zärtlich: sie hatte braune Haare, die den Boden streiften. Elszai war der Sohn des großen Elszai, der in Risnaulaw, zwei Tage von Munkalow, wohnte. Der junge Elszai ritt mit 11 Jahren die Pferde des schwarzen Jankow, die feurigsten in der ganzen Pußta. Man kann sagen: Elszai, der Junge, war stark und schön wie ein Held.

Verzeiht mir die Vorrede! Ich durfte sie nicht sparen. Ihr müßt die beiden genau kennen lernen. Und jetzt schließt die Augen! Seht ihr sie? Die zärtliche Siril mit den langen, braunen Haaren und Elszai, den jungen Helden?

Eines Abends kommt ein Bote in die Zelte Elszais: „Junger Elszai," schreit er, „deine Braut ist krank. Reite wie der Teufel, wenn du sie noch sehen willst!" Damit jagt er fort.

Der junge Elszai wirft die Dinge, mit denen er sich beschäftigt, fort, schlägt seinen Vater, der ihn warnen will, des Nachts allein zu reiten, ohne ein Wort zu Boden — denkt euch, den großen Elszai schlägt er nieder —, schreit nach seinem Pferd und saust in die Nacht.

Inzwischen ist Siril schon wieder gesundet und flicht ihre Zöpfe.

Elszai reitet eine Nacht und einen Tag ohne eine Minute Rast. Dann bricht das Pferd zusammen und stirbt, Elszai ist allein auf der Pußta. Es trennt ihn von Risnaulaw und Munkalow je eine Nacht und ein Tag. Und wieder. Und wieder. Dann merkt er, daß er sich im Wege geirrt hat. Viele Tage und Nächte läuft er noch und dann schleppt er sich durch das Land. Endlich rafft er irgendwo in der Pußta das rotbraune Gras zusammen, zündet es an, wartet, bis eine hohe Flamme emporschlägt, und legt sich hin.

Und vierhundert Schritte weiter liegt Munkalow; da wohnt die zärtliche Siril und flicht ihre Zöpfe.

Plötzlich sieht sie ein Feuer. Sie läuft schnell hin und findet Elszai, ihren Verlobten. Er ist tot! Da schneidet sie sich die langen duftenden, braunen Haare ab, legt sie behutsam über den Toten, daß sie ihn vollständig bedecken, und wartet, wartet weinend, bis das Feuer langsam und gierig über sie kommt. Ueber sie selber und Elszai, den Jungen.

Das ist die ganze Geschichte vom jungen Elszai, der seine Geliebte suchte und dabei starb." — —

Der Alte schweigt. Das Feuer wird kleiner und kleiner. Es erlöscht. Die Männer rücken näher an die warmen Leiber

ihrer Pferde, wickeln sich in ihre Decken und schlafen. Ueber die Pußta zieht fernher ein leiser Wind . . .

Die Männer schlafen; auch der Alte. Dieser ist nämlich Elszai, der Große, der Vater des jungen Elszai, dem man heute abend die Sporen seines Sohnes gebracht hat.

## Inflations-Witwen.

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei kurze Beispiele sollen erläutern, was aus guten anständigen Menschen werden kann, wenn sie plötzlich aus der Sorglosigkeit herausgerissen und dem rauhen Leben übergeben werden. Da war eine Frau Sanitätsrat, der es gut ging und die sich keine Sorge zu machen brauchte, so lange ihr Mann lebte. Er besaß eine gute Praxis, hatte dazu ein hübsches Stück Geld zurückgelegt und war kerngesund. Da mitten im wildesten Inflationstrubel wurde er bei einem Gang zu einem Kranken tief in der Nacht von einem Auto erfaßt und totgefahren. Mit einem Male sollte nun die Witwe das Leben selber meistern, nachdem sie über fünfzig Jahre lang nicht mit Geldsorgen zu tun gehabt. Das ersparte Vermögen war schnell von der Inflationswelle eingeholt, hinweggespült, die letzten noch fälligen Arzthonorare bald aufgebraucht, die Miete und das Leben wurden teurer und die nötigen Einnahmen fehlten. Natürlich besaß sie noch einiges, was sich verkaufen ließ, die Bibliothek, den Perser, die Klubsessel, etwas Silber. Aber auch das reichte nicht lange.

Und plötzlich sah sich die Frau unverschuldet dem Elend gegenüber, wußte nicht mehreaus noch ein, konnte mit ihren 55 Jahren keinen Beruf mehr rgreifen. Da fragte ein Freund ihres Mannes eines Tages, ob sie noch ein bestimmtes medizinisches Werk besitze, das er brauche und ihr abkaufen wolle. Nein, sie hatte es leider nicht mehr, es war damals mit der Bibliothek fortgegangen. Aber . . . sie versprach es zu beschaffen, und nach drei Tagen hatte sie es. Woher? Gestohlen! Sie war in eine ihr bekannte Buchhandlung gegangen, in der man ihr als Witwe eines ehemals guten Kunden besonders freundlich entgegen gekommen war. Sie hatte sich dies und jenes vorlegen lassen, nichts gekauf,t dafür aber jenes Buch, das der Bekannte haben wollte, unter den Mantel geschoben.

Der erste Schritt war getan, war verhältnismäßig leicht geglückt. Und dabei blieb sie nun, immer mehr trug sie nach Hause, unter dem Mantel in der Tasche oder zwischen Paketen. Besuchte die früheren Freunde ihres Mannes, die, um ein gutes Werk zu tun und weil sie billig hervorragende Luxusdrucke bekam, ihr stets bereitwillig die Bücher abnahmen. Nach und nach fiel den Buchhändlern, die anfangs vor einem Rätsel gestanden hatten, auf, daß stets nach dem Besuch der Frau Sanitätsrat besonders wertvolle Sachen fehlten, und so kam man auf die Spur. Der Rest ist rasch erzählt, Überführung, Verhaftung und zwei Monate Gefängnis folgten einander schnell. Wenn sie den Schaden von einigen tausend Mark ersetzt, soll sie Bewährungsfrist erhalten. Aber wovon soll sie das bezahlen? Von der kargen Militärrente, die sie als Mutter von zwei Söhnen bezieht, welche beide als Offiziere im Krieg ihr Leben ließen?

Wesentlich schneller ging es mit der Witwe eines Bankdirektors bergab, die ebenfalls während der Inflation Mann und Vermögen verlor, so daß ihr nichts als eine Villa in Schöneberg blieb. Sie lebte vom Vermieten und hätte auch wohl weiter davon existieren können, aber Frau Nanny war nicht nur eine noch junge, sondern auch eine recht hübsche und lebenslustige Frau, die sich gern von Mietern, die ihr gefielen, abends mal einladen ließ. Natürlich alles in Ehren, versteht sich. Doch eines Tages erschien ein hübscher Bengel, etwas jünger als sie und etwas unternehmungslustiger. Der mietete bei ihr ein Zimmer, und es dauerte nicht lange, da war sie vollkommen in seine Netze geraten. Herr Max Rokow war nämlich ein Verbrecher größeren Kalibers und von Beruf Falschmünzer. Bald brachte er seine Freunde und Helfer an und richtete im Keller der Villa eine modern ausgestattete Werkstatt ein. Zwar wehrte sich Frau Nanny anfangs, doch nur schwach, der Gedanke, alles, was die Inflation ihr geraubt, schnell und billig wieder erlangen zu können, leuchtete ihr ein und besiegte schließlich alle Vernunftgründe. Am Vertrieb der Scheine beteiligte sie sich nicht, dazu war sie viel zu ängstlich und schließlich auch keine Verbrechernatur, aber sie duldete den Betrieb in ihrem Hause und mußte daher mit drei Jahren Zuchthaus bestraft werden, besonders da sie ihren letzten Schmuck verkauft hatte, um ihrem Geliebten die Mittel zur Beschaffung der Maschinen geben zu können. Und doch ist auch sie einmal als schöne Frau eines reichen Mannes untadelig und unantastbar gewesen. U. E.

## □□ Bunte Chronik □□

* **Die Intelligenz der Spinnen.** Die jüngsten Beobachtungen Prof. Baltzers haben nach einem Bericht in den „Naturwissenschaften" festgestellt, daß bei Fang der Beute der Geruchssinn der Spinnen weniger in Betracht kommt, da hierbei hauptsächlich die Tastwahrnehmung und ein chemischer Sinn mitwirken. Auch der amerikanische Forscher Barroes hat seinerzeit den Tastsinn der Spinnen geprüft, wobei er ebenfalls einen starken Tastsinn beobachtete, der bei der geringsten Berührung der radiären Fäden des Netzes in Erscheinung trat. An der Art der Schwingungen erkannte die Spinne immer sofort, ob sich ein Fremdkörper in ihrem Netz befand oder nicht. Ganz deutlich ließ sich von Baltzer auch ein Gedächtnissinn wahrnehmen, der besonders hervortrat, wenn man den Spinnen heimlich Nahrungsstücke wegnahm, worauf sie sogleich eifrig danach zu suchen begannen. Überhaupt zeigten sich die Handlungen der Spinnen durchaus nicht immer als rein automatische, sondern sehr oft als ausgesprochen sinnvolle Handlungen. So wurden Fliegen, die schon von anderen Spinnen umsponnen waren, nicht mehr neu umsponnen. Als man ein Nahrungspaket, d. h. eine gefangene Fliege, heimlich angebunden hatte, versuchte die Spinne zuerst, wie es immer der Fall ist, das Paket auf ihre „Warte" zu befördern; nachdem ihr dies nicht gelang, wurde der Versuch gemacht, das Haar, mit dem man die Fliege festgebunden hatte, durchzubeißen. Als die Spinne auch diesen Versuch aufgeben mußte, gab sie die Fliege aber noch lange nicht verloren, sondern ging nun einfach daran, sie an Ort und Stelle aufzusaugen. Als Beweggrund dieser folgerichtigen Handlung kann man wohl nicht den Instinkt, sondern muß vielmehr eine ganz zweckmäßige Überlegung annehmen.

*

* **Friedrich der Große und der dichtende Leutnant.** König Friedrich II. fand im jährlichen Rapport einen Leutnant Fideborn mit der Bemerkung aufgeführt: „Schlechter Soldat, aber guter Dichter." Bei der Parade ließ der König sich den Leutnant zeigen, ritt auf ihn zu und verlangte von ihm auf der Stelle einen Vers. Geistesgegenwärtig begann der Leutnant: „Gott sprach in seinem Zorn: Der Leutnant Fideborn Soll als Soldat auf Erden Nie mehr als Leutnant werden." Der König sagte darauf belustigt: „Ich kann meine Offiziere befördern, wie ich will. Er ist Hauptmann, aber geschwind' mach' Er mir noch einen Vers!" Der neue Hauptmann folgte sofort dem Befehl mit den Worten: „Der Zorn hat sich gewandt, Hauptmann bin ich genannt, Doch hätt' ich Equipage, Hätt' ich noch mehr Courage." „Die soll Er auch haben," erwiderte Friedrich, „aber nun mach' Er keinen Vers mehr, sonst möchte er schließlich König und ich Leutnant werden."

## □□ Lustige Rundschau □□

* **Bei der Stellenvermittlerin.** Kurzsichtige Dame: „Ich muß sagen, daß mir keins von den Mädchen gefällt." — Vermittlerin: „Aber gnädige Frau, das sind ja die Damen."

*

* **Gescheiterte Hoffnung.** Ein Filmindustrieller, der bekannt dafür ist, seinem Regisseur auch die minimalsten Ausgaben zu verweigern, war schwer erkrankt. Neulich treffe ich den Regisseur; er ist sehr betrübt: „Leberleidend ist der Alte ins Bad gefahren, leider lebend ist er wieder zurückgekommen!" —

*

* **Fatale Unaufmerksamkeit.** Die junge Frau Professor macht ihrem Mann Vorwürfe: „Weißt du wohl, Männchen, daß du mich in drei Wochen nicht geküßt hast?" „Um Gottes willen, wen hab' ich denn da geküßt?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg